

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 51 (1957)
Heft: 5

Artikel: Das Rassenproblem in einer sich wandelnden Welt
Autor: P.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-140178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und worauf unsere ganze Existenz, einschließlich der politischen, lobende Antwort zu sein hat. Hier ist das Kriterium, an dem unsere Offenheit für neue Erkenntnis an der Schrift wachsen und an dem alle traditionsgebundene und traditionsbedingte Frömmigkeit, wie überhaupt alles traditionelle Denken, gemessen, beurteilt, erneuert oder verworfen werden muß. Hier ist der «Boden» — sagt Kupisch — «wo politische Entscheidungen zu Wagnissen des Glaubens werden. Und um diese geht es immer, wenn es sich um unsere vom Evangelium her gebotene Aufgabe in der Welt handelt. Es gibt nun einmal politische Vorbilder und Entscheidungen, die ganz unmittelbar die Lebensbänder der christlichen Gemeinde berühren. Deshalb erwächst die Erkenntnis des Christen von seinen politischen Pflichten nicht aus Seitentrieben am äußeren Zaun des Weinbergs . . . Sie sind vielmehr Gehorsam dem Evangelium gegenüber, weil es nun einmal keinen Bereich des Lebens gibt, der von der Wirkungsmacht Jesu Christi ausgeschlossen wäre . . . Denn wir fragen in allen unseren politischen Anliegen als Christen ja letztlich nach dem jeweiligen Ort der Kirche in dieser Welt: daß sie in dieser sinkenden Zeit ihren Auftrag recht ausführe, daß ihr Weg immer mehr menschwärts führe, wie ihr Herr ihr vorangegangen ist.»

Walter Dignath

Das Rassenproblem in einer sich wandelnden Welt

Beginnen wir wirklich die Zeichen der Zeit zu verstehen? Es fällt uns Europäern begreiflicher Weise nicht leicht, zuzugeben, daß wir im Abstieg begriffen sind. War doch selbst noch die Weltbetrachtung des Völkerbundes bis 1939 durchaus europäisch empfunden. Afrika oder der Stille Ozean waren Kolonialgebiete, das heißt Machtbereiche Europas. Probleme dieses Kolonialreiches waren, sozusagen, intern europäisch zu regelnde Fragen. Man beriet sich in den europäischen Außenämtern etwa, ob es zweckmäßig wäre, Deutschland seine frühere Kolonie Tanganjika zurückzugeben oder Portugal zu zwingen, Angola an eine andere europäische Macht abzutreten. Aber niemand dachte im Ernst daran, daß eine Kolonie wie die Goldküste (Ghana) wünschen könnte, ihre Selbständigkeit zu erlangen. Diesem patriarchalischen Idyll der europäischen Völkerfamilie machte der Zweite Weltkrieg ein Ende. Als sich die Vertreter der Völker in der Vollversammlung der Vereinten Nationen von neuem zusammenfanden, zeigte es sich, daß nicht nur ein Krieg, sondern auch eine Revolution über die Welt gegangen war, und daß Europa im Parlament von über 60 Nationen mit nur noch 9 Stimmen vertreten war. Lateinamerika allein verfügte über eine mehr als doppelt so hohe Stimmenmacht, Asien des gleichen. Europa wird also dauernd eine Minderheitsgruppe bilden.

Eine zweite für die europäischen Imperialisten nicht weniger bittere Feststellung war, daß sich die Stimmung im neuen Parlament der Nationen als scharf antikolonialistisch erwies. Und die Briten, die im Zweiten Weltkrieg (für den sie allerdings nicht geringe Verantwortung trugen) fast alles geopfert hatten, galten in Lake Success als die Erzimperialisten und Bösewichte.

Es war dies ein Stimmungsumschwung, der wohl vorauszusehen war, der aber, wäre der Friede erhalten geblieben, sich vielleicht erst in Dezennien durchgesetzt hätte. Eine Jahrhunderte dauernde Beherrschung durch die Europäer hatte in den Kolonien selbst das Gefühl erzeugt, daß ihre kolonialen Herren höhere Wesen seien. Mochte auch der gebildete Brahmane oder der chinesische Mandarin auf Grund ihrer alten Kultur die europäische Überlegenheit nie anerkannt haben, die Massen jedenfalls sahen die Europäer so, wie diese sich selbst einschätzten. Es lag für Herrscher und Beherrschte in der Natur der Dinge, daß Völker, die über solche Machtmittel und ein solches Wissen verfügten, bestimmt waren, die Welt zu beherrschen. Diese Überlegenheit bestand, wenn man näher zusah, fast ausschließlich in technischem Können, in vertiefter Kenntnis der Naturkräfte und ihrer praktischen Anwendung. Die europäischen Kolonisatoren jedoch betrachteten sich als in jeder Hinsicht überlegen und förderten selbst nach Kräften den Mythos «ihrer Verantwortung für die geringeren Rassen», die die «Bürde des weißen Mannes» darstellten.

Erst der Zweite Weltkrieg legte — wie erwähnt — die große Bresche in das Kolonialsystem und seine geistigen Voraussetzungen. Heute noch liegt die wirtschaftliche Macht bei den weißen Völkern, auch wenn sie in Zahlen gesehen nur noch einen Drittel der Weltbevölkerung ausmachen. Diese wirtschaftliche Macht ist jetzt in den beiden Polen des Weltgeschehens, den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, zusammengeballt. Wie weit die beiden Riesen ihre Mittel einsetzen werden, um die rückständigen Völker ihres Einflußbereiches wirtschaftlich zu heben, ist noch nicht abzusehen. Kein Zweifel kann jedoch darüber bestehen, daß das politische Gewicht der ehemaligen Kolonien und der Länder, die in den nächsten Jahren ihre Unabhängigkeit erzwingen, von Bedeutung ist. Das Bestehen der Vereinten Nationen und deren Charta verstärken ihre Rolle und machen die Befreiung der Kolonialvölker zum vielleicht wichtigsten Geschehen der Nachkriegszeit.

Die Frage erhebt sich nun, wie sich die von ihren Ketten befreiten Völkerschaften ihren ehemaligen Herren gegenüber einstellen werden, welche Rolle sie in der Völkerfamilie zu spielen gedenken. Noch sind sie wirtschaftlich außerordentlich schwach, am Lebensstandard der Weißen gemessen bettelarm. Nicht ohne Grund schreiben sie überdies ihre heutige traurige Lage der Jahrhunderte dauernden kolonialen Abhängigkeit zu, die ihnen so gut wie jede Bildungs- und Aufstiegs mög-

lichkeit vorenthielt. Zudem wird uns und ihnen Tag für Tag weiter vordemonstriert, welcher Schandtaten der Kolonialismus fähig ist. «So ginge es uns», mögen die heute Befreiten sich denken, «lebten wir noch unter der Fuchtel der Weißen». Wir begreifen, daß die noch schlecht vernarbten Wunden schmerzen, daß selbst das Gute, das sie von den Weißen empfangen haben mögen, durch Ressentiments erstickt wird. Diese Ressentiments können gar nicht ernst genug genommen werden. Sie mögen bizarre Formen annehmen, im Verkehr mit den Weißen in den Organisationen der UNO zum Beispiel, wo der Ausdruck «Eingeborene» (Natives), als für Farbige verlegend, aus dem offiziellen Sprachgebrauch verbannt wurde. Wie unvernünftig die Formen solcher Ressentiments aber auch sein mögen, schlimmer wäre es, wir Weißen würden bestreiten, daß Gründe dafür vorhanden sind.

Als Gandhi am Anfang unseres Jahrhunderts unter den Indern Südafrikas als Rechtsanwalt praktizierte, wurde ihm bald klar, daß er als Farbiger ein bloßer Kuli war, ein Rechtloser. Brutale Gewalt und Beschimpfungen vermochten ihn nicht dazu zu bringen, seine Peiniger zu hassen. Er ging sogar einen mutigen Schritt weiter: er anerkannte, daß die Farbenschanke, die er in Südafrika kennenlernte, ihr Gegenstück in der Behandlung der «Unberührbaren» in Indien finde. Rassenvorurteil oder sogar Rassenhaß ist, in der Tat, nicht auf die Beziehungen der Weißen zu den Farbigen beschränkt. Wo immer seine Wurzeln liegen mögen, ist es ein in allen Völkern anzutreffendes Phänomen. Negerstudenten in Indien beklagen sich über die Ausschließlichkeit der Inder; ein Chinese wäre ebenso schockiert wie ein Weißer über die Zumutung, seine Tochter an einen Neger zu verheiraten. Selbst ein Afrikaner aus dem Stamme der Touaregs könnte die Verbindung mit einem Bantumädchen nur mit Entsetzen betrachten. Man mag das Rassenvorurteil in seiner harmloseren Erscheinungsform als Variante menschlicher Unzulänglichkeit betrachten, das nur von einer Minderheit ethisch hochstehender Menschen überwunden wird. Unter bestimmten Umständen muß Rassenabneigung aber zum Explosivstoff werden. Es gibt Brandherde, denken wir nur an Algerien, die Südafrikanische Union oder Kenia, wo eine Minderheit von Weißen heute noch eine Mehrheit von Farbigen niederhält. Sie sind heute in der Situation von Belagerten, ihre Nächte sind angstvoll und ihr Gespräch tagsüber dreht sich um einen Punkt: Wird es zum Aufstand kommen?

Das Resultat aller Täuschungen und Wortbrüche der Weißen ist ein unüberwindliches Mißtrauen bei den Eingeborenen. Was Wunder, daß Begriffe wie «Demokratie» und «freie Welt», die ihnen so eindrücklich vorgelebt worden sind, bei den Schwarzen nicht mehr fangen, ebensowenig wie die Berichte von den Übeltaten des Kommunismus, der ihnen, wenn überhaupt, als das Regime ohne Farbenschanke bekannt ist.

Man könnte endlose Beispiele von Diskriminierung aufzählen, wo-

bei es ganz gleichgültig ist, woher sie stammen. Was die Weißen beachten müssen, ist dies: Jede Demütigung von Farbigen wird heute überall in ihrer Welt — und sie ist weit größer als die der Weißen — registriert und erregt leidenschaftliche Anteilnahme. Indische Fürsten fühlen sich eins, nicht nur mit indischen Kulis im fernen Südafrika, sondern sogar mit Negerarbeitern — sobald es um die Beleidigung oder Vergewaltigung von Farbigen geht. Dies ist nur ein Beispiel für die seismischen Wellen, die von Rassenproblemen ausgehen und ihnen für die internationalen Beziehungen so explosiven Charakter verleihen. Die Welt der Weißen wird nicht immer darauf zählen können, daß Staatsmänner wie Nehru oder U Nu bereit sind, in Rassenkonflikten ihre Autorität bei ihren Völkern geltend zu machen, um Rassenfrieden und Sicherheit zu erhalten.

Was kann zur Überwindung der Rassenvorurteile und des Rassenhasses getan werden? Wie *W. R. Crocker* vom australischen Forschungsinstitut von Canberra in einer Broschüre* (der viele Angaben dieses Aufsatzes entnommen sind) ausführt, ist es zunächst eine Sache der Forschungsinstitute der Universitäten, festzustellen, was die charakteristischen Merkmale der verschiedenen Rassen sind, und wie weit man von Rassenüberlegenheit sprechen kann. Bestimmt die Rasse den Typus des Menschen in stärkerem Maße als Umgebung, Klima, Nahrung, Lebensgewohnheiten, Religion, Geschichte, deren Einflüssen er ausgesetzt ist, dies tun können? Es ist auf diesem Gebiete schon viel gearbeitet worden. Nach den bisherigen Ergebnissen zeigt sich, daß, wenn überhaupt Unterschiede im geistigen Habitus der verschiedenen Rassenvertreter feststellbar sind, die Übereinstimmungen doch weit überwiegen. Hautfarbe und Blutbild an sich verleihen keine Überlegenheit oder Minderwertigkeit. Dies ändert nichts an der Tatsache, daß, was immer die Wissenschaft feststellen mag, Rassenabneigungen bestehen, daß auch bei Indern zum Beispiel eine helle Hautfarbe vorgezogen wird (was aus den Heiratsinseraten der Zeitungen hervorgeht). Interessanterweise beruht selbst das indische Kastenwesen auf der Hautfarbe und dürfte darauf zurückzuführen sein, daß hellhäutige Eroberer dunkelhäutige Völker Indiens unterwarfen. Im Unterschied zu Südafrika sucht aber Indien solche Pigmentationsunterschiede nicht durch Gesetze zu verewigen. Es zeigt sich jedoch, daß auch die neuen Gesetze über die Unberührbaren solange toter Buchstabe bleiben, als die Tradition sich halten kann.

Können verschiedene Rassen in Frieden nebeneinander leben? Es scheint dies vielerorts möglich zu sein. In Brasilien zum Beispiel scheint die Rasse gar kein Problem zu sein, während in Malaia Chinesen, Inder und Malaien sich gar nicht verstehen. Probleme des Gemeinschaftslebens stellen sich neuerdings für schwach besiedelte Länder,

* *The Racial Factor in International Relations* (The Australian National University, 1956).

wie Australien oder Neuseeland, die an der Schwelle des übervölkerten asiatischen Kontinents versuchen müssen, diese Nachbarvölker nicht länger durch eine Politik der Ausschließlichkeit vor den Kopf zu stoßen, aber anderseits durch Aufnahme von Massen von Asiaten auch ihr wirtschaftliches und demographisches Gleichgewicht nicht zu zerstören. So hält Australien an seiner kontrollierten Einwanderung (selective immigration policy) fest, die ihm nur so viele Nichteuropäer aufzunehmen erlaubt, als assimiliert werden können.

Mischheiraten zwischen verschiedenen Rassen bilden ein anderes Problem, das bisher fast als tabu galt. Manche Vorurteile scheinen aber auch hier leidenschaftsloser Betrachtung zu weichen. Im Sekretariat der UNO, wo etwa 3000 Frauen und Männer aus allen Teilen der Welt zusammenarbeiten, kommen Heiraten zwischen Vertretern aller Rassengruppen vor. Es stellt sich dabei immer mehr heraus, daß die Rassenunterschiede mehr kulturell als biologisch begründet sind.

Die Idee gleicher Rechte für alle Rassen muß sich vor allem im Britischen Commonwealth Geltung verschaffen, denn dieser Völkerverband kann nur als mehr-rassische Gemeinschaft weiterbestehen. Den Anachronismus des Rassenmythos kann übrigens nichts besser illustrieren als die gegenwärtig tagende Commonwealth-Konferenz in London (26. Juni 1957). Da sind die Premierminister der britischen Dominien zu Beratungen versammelt; der Regierungsvertreter Südafrikas, der die Schwarzen als minderwertige Rasse von rechtlosen Kulis behandelt, neben Dr. Nkrumah, dem schwarzen Regierungschef von Ghana, in Westafrika. Rückschritt und Fortschritt, die zusammenarbeiten sollen! Wenn sich die rassistischen Beziehungen weiter verbittern, wird die farbige Bevölkerung irgend einem Primitivismus wie Mau-Mau oder dem Kommunismus verfallen. Der Kommunismus hat mit dem Islam das Prinzip gemein, den Glauben über die Rasse zu stellen, und vieles, was heute in Afrika als Kommunismus bezeichnet wird, ist einfach die scharfe Reaktion gegen Rassenunterdrückung. Es ist eine Bewegung, die durch die Vereinten Nationen ungemein verstärkt wurde, was im afro-asiatischen Länderblock der UNO deutlich zum Ausdruck kommt.

Das ganze Problem der Rassenbeziehungen bedarf selbstloser Forschung und der begeisternden Führergestalt des Propheten, wie sie in Gandhi erschien. Wenn man sich als Beobachter vergegenwärtigt, was heute noch alles unter dem Vorwand der «Erhaltung der Rasse» oder der Überlegenheit der Weißen geschieht, kann man sich der Niedergeschlagenheit nicht erwehren. Was ist doch die heutige Menschheit auf dem Hintergrunde der Geschichte betrachtet, was ist unser Lebensraum an der Unendlichkeit der Welten gemessen! Wie schwinden auf diesem Hintergrund gesehen unsere Ideologien, unsere Begriffe von Rasse und ähnliche Aufregungen zu ihren wahren Proportionen, zu Nichtigkeiten, zusammen!

Gandhi, der Prophet, zweifelt nicht an den Menschen und an dem Weg, den sie einzuschlagen haben. Er zitiert das große Buch seines Volkes, die Upanischaden: «Die unendliche Persönlichkeit des Menschen kann nur in einer großartigen Harmonie aller menschlichen Rassen verwirklicht werden.» Gandhi fügt hinzu: «Ich bete, daß Indien ein Vorbild werde für die Zusammenarbeit aller Völker der Erde.»

P. F.

Father Huddleston

war für eine Ordensgemeinschaft der Anglikanischen Kirche zwölf Jahre in Südafrika tätig. Ende 1955 wurde er nach England zurückberufen, offenbar weil er sich zu sehr für die Sache der Afrikaner einsetzte. Es war sein Wunsch, in Afrika als Afrikaner zu leben und zu sterben. Nach seiner Rückkehr sprach er in der Albert Hall vor 7000 Zuhörern und predigte in der St.-Pauls-Kathedrale. Wir entnehmen seinem Buch «Naught for Your Comfort» (Nicht zu Eurer Beruhigung, März 1956) die folgenden Zitate:

Rassenprobleme in Südafrika

Was die ferne Zukunft anbelangt, bin ich durchaus nicht im Zweifel. Es ist undenkbar, daß 2½ Millionen Weiße, die unter sich uneinig sind und keinen rechtmäßigen Anspruch auf *moralische* Führerschaft haben, hoffen können, den Kontinent von Afrika nach ihren Ideen zu gestalten. Mehr als 200 Millionen Schwarze, ihrer gemeinsamen Vergangenheit wie ihrer aufregenden Gegenwart immer mehr bewußt, werden nie zugeben, daß die Erben Paul Krügers in Afrika die Führung behalten. Die Weißen Südafrikas können sich glücklich schätzen, wenn sie in fünfzig Jahren noch als geduldete Minderheit bleiben dürfen, weil sie seit Jahrhunderten dort gewohnt haben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine Welt, die mehrheitlich *nicht weiß* ist und die immer mehr zusammenschrumpft (und deshalb der Notwendigkeit ihrer Einigung bewußt ist), ruhig zusehen kann, wie eine Handvoll ihrer Bürger eigensinnig darauf beharrt, in der Vergangenheit zu leben und auf die öffentliche Meinung der Welt so wenig Rücksicht zu nehmen. Die afrikanisch-asiatische Konferenz in Bandung war vielleicht das erste Anzeichen einer Verschiebung im Gleichgewicht der Kräfte. Was die unmittelbare Zukunft aber anbelangt, habe ich meine Befürchtungen. Ich bin überzeugt, daß der die Leidenschaften aufpeitschende Rassismus von Weiß-Südafrika in einem Apartheid-Wahnsinn nicht auf halbem Wege stehen bleiben wird.

Es ist die Aufgabe der Kirche, zu jeder Zeit ohne Furcht die Wahrheit des Evangeliums zu verkünden: sie muß wissen, daß diese Wahr-